



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Unser Landvolk und die Kirche : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dann auch in der Praxis die schiedsrichterliche (also endgiltige) Erledigung von Planbeschwerden den Kreisverordneten wohl kaum je anvertraut, und von der gesetzlichen Befugnis der Beteiligten, die Erledigung einer ganzen „Auseinanderetzung“ den Kreisverordneten (unter Vorsitz des Landrats) statt dem Kommissar zu übertragen, wird meines Wissens niemals Gebrauch gemacht. Auch das beteiligte Publikum scheint dem Risiko eines solchen Schiedsgerichts den regelrechten Gang des Verfahrens bei der Generalkommission mit seinem geordneten Instanzenzuge vorzuziehen, trotz aller wirklichen oder angeblichen Mißstände. Und aus demselben Grunde möchte ich, wenn sich der Gedanke einer stärkeren Heranziehung des Laienelements verwirklichen sollte, mindestens vor dem Vorschlage des Aufhanges in Nr. 5 eindringlichst warnen, die Streitigkeiten in Zusammenlegungssachen durch „ein Schiedsgericht von Fachleuten,“ das begriffmäßig eine weitere Instanz ausschließt, entscheiden zu lassen.*)

Es ist ja möglich, daß in den Landesteilen, in denen das Zusammenlegungswesen noch eine Zukunft hat, die heutige Organisation der Landwirtschaft in Vereinen und Kammern es auch erleichtern wird, unter den praktischen Landwirten wirklich befähigte Männer in genügender Zahl zu finden, die zugleich opferwillig genug wären, sich in die Materie durch eingehende Studien hineinzuarbeiten und ihr, nur aus Gemeinfinn, einen namhaften Teil ihrer Zeit und Kraft zu widmen. Solange das aber nicht gesichert ist, besteht die ernste Gefahr, daß die den Generalkommissionen für die Zusammenlegungen zuzuordnenden Laien nur eine Dekoration, wenn nicht gar die Sündenböcke abgeben, auf die schwache Beamte die Verantwortung für alle Fehler und Mißgriffe vor den Augen der Welt bequem abschieben könnten.



Unser Landvolk und die Kirche

(Schluß)



ungeheuchelte Frömmigkeit kommt in allen Lebensaltern vor. Alte Leute suchen sich wohl selbst einen Text aus, über den der Pfarrer bei ihrer Beerdigung predigen soll, oder ein Lied, das dann gesungen werden soll. Aber auch bei jüngern Leuten findet man öfters überraschende Proben eines frommen Sinnes. Da spart sich ein Junge von fünfzehn Jahren von seinem geringen Lohn zehn Mark und schenkt seinem Bruder zur Hochzeit einen wunderschönen Haussegen:

*) Der Hinweis auf Bayern ist nicht beweiskräftig. Dort fehlt es an genügender Erfahrung; der Erfolg des vor etwa sechzehn Jahren in Kraft getretenen Gesetzes beschränkt sich bis jetzt auf die Zusammenlegung von etwa 28000 Hektaren.

es hat ein Haussegen sein sollen, damit es den Bruder desto mehr freut. — In einem „Poesiealbum“ — denn auch diese Einrichtung ist längst zu dem Landvolk gedrungen — las ich den Spruch, den ein zweiundzwanzigjähriger Bursche seiner Kameradin aufgeschrieben hatte. Er lautete kurz und gut: Sei fromm und fleißig. Mitten unter den andern aus Büchern abgeschrieben, zum Teil abgestandnen, albernen Sprüchen mutete dieser Spruch ordentlich erfreulich an. Und der Bursche, der ihn schrieb, ist gar nicht einmal einer von den Sanftesten.

Solche und ähnliche Äußerungen des frommen Sinns bei Bauern könnte ich noch in Menge anführen. Manche unter ihnen verraten eine eigentümliche, eine persönliche Frömmigkeit, keine landläufige. Man denkt unwillkürlich: Was der Mann da sagt, hat er von sich; er schwätzt es nicht andern nach. Das Gemeinsame dieser Äußerungen ist der Ausdruck frischen, unmittelbaren Gottvertrauens, wohl auch der Gottesfurcht. Über den zureichenden Grund des Gottvertrauens giebt sich der gemeine Mann keine Rechenschaft. Er sieht den Himmel an und die Erde, sieht das Walten einer Ordnung, die des Bauern Arbeit umspannt, Saat und Ernte, Blüte und Frucht. Der Bauer denkt dem allen vielleicht weniger nach, als wir meinen; aber er fühlt, daß er mit seinem ganzen Dasein abhängig ist von einer segenspendenden Macht. Er nennt sie gläubig „unsern Herrgott.“ Selten wird sich der Bauer über dieses unmittelbare und seiner selbst gewisse Gefühl hinweg zum Nachdenken und Grübeln über Gottes Wesen und Wirken versteigen. Er kommt dann wohl auf Gedanken und Sätze wie etwa folgende: Alles in der Welt hat seinen guten Grund, oder: Was kommen muß, das kommt, oder: Es giebt gar zu viel in der Welt, was keiner versteht, man muß sich halt hineinschicken, und dergleichen. Im allgemeinen aber läßt es der Bauer bei der Leitung der Welt durch Gott bewenden, und widerfährt ihm selber übles, so spricht er: In Gottes Namen. Es ist eine Eigentümlichkeit des Bauern, daß er sich verhältnismäßig leicht ins Schwere und Unabänderliche hineinfindet.

Dagegen eine Frömmigkeit in besonderm christlichen Sinne, eine Frömmigkeit, bei der die Person Christi die Richtung des sittlichen Handelns und die Kraft der religiösen Empfindung vermittelt, wird man so leicht unter unsern Bauern nicht finden. Das, was nach Schleiermacher das Wesen der christlichen Frömmigkeit ausmacht, daß in ihr alles bezogen ist auf die durch Jesus von Nazareth geschene Erlösung, wird unsern Bauern mehr oder weniger unverständlich bleiben. Sünde und Gnade liegen dem gemeinen Mann nicht so nahe wie Recht und Unrecht. Jesus nennt er ja gern den Heiland, unsern Heiland, und darin liegt gewiß etwas Gemüthvolles. Sie verleihen seinem Bilde wohl auch gewisse bäuerliche Züge. Auch er hat die Tugend, die beim Bauern viel gilt: die Zufriedenheit, die Zufriedenheit besonders im Unglück. „Ich tröste mich, sagt wohl der Kranke, mit unserm Heiland; der hat auch viel durchmachen müssen und ist doch ein junger Mann gewesen.“ „Der Heiland hat gesagt, meinte einmal ein in bescheiden aber geordneten Verhältnissen

lebender Mann: Wenn man nur zufrieden ist!" Das hat der Heiland freilich nicht gesagt; aber daß unser Mann den Spruch der Bauernweisheit dem Herrn in den Mund legt, ist gewiß merkwürdig. Im großen und ganzen ist Jesus, wie für die meisten Christen, so auch für die bäuerlichen Christen in erster Linie der Lehrer, das Vorbild. „Man soll so leben, wie der Heiland gesagt hat.“ In pietistischen Kreisen wird der Name Jesu bekanntlich sehr oft gebraucht. „Der Herr hat mir das und das vorgestellt, eingegeben,“ oder: „Wir wollen das und das dem Herrn befehlen,“ oder: „Der Herr wird's versehen“ — solchen Wendungen begegnet man in diesen Kreisen auf Schritt und Tritt. Sie sind nicht im Geschmack des richtigen Bauern, besonders wenn sie im Zusammenhang mit den geringfügigen Angelegenheiten des Tages gebracht werden. Dieses geffentlichliche Hervorkehren der Christlichkeit mag der Bauer nun einmal nicht.

Neben Gott und Jesus Christus nennt das christliche Glaubensbekenntnis als dritte Größe, an die wir gebunden sind, den heiligen Geist. Mit dem heiligen Geiste freilich weiß der gemeine Mann nicht viel anzufangen. Desto stärker tritt im Bewußtsein des Bauern der Gegensatz zum heiligen Geiste auf: der böse Geist, der böse Feind, der Teufel. Ich lasse es dahingestellt, in welcher sinnlichen Gestalt dieser böse Geist, der Teufel vorgestellt wird. Die Vorstellungen davon mögen sich auf dem Grenzgebiete zwischen Glauben und Aberglauben bewegen. Jedenfalls ist der böse Geist etwas Gefährliches. Wenn er einmal einen Menschen ergriffen hat, dann plagt er ihn: der Mensch flucht und lästert, gerät in schwere sittliche Fehler, recht eigentlich in das, was man Sünde nennt, ins seelische und leibliche Verderben. „Nimm dich in acht, sagt da wohl mancher zu dem, der sich auf gefährliche Wege begiebt, daß der böse Geist nicht über dich kommt!“ In dieser Rede steckt viel Lebensweisheit, eine Ahnung von der Gewalt der Sünde, die den Menschen so leicht nicht losläßt. Sonst freilich versteht der Bauer unter Sünde vorzugsweise die groben, ins Auge fallenden Verstöße gegen Recht und gute Sitte. Wenn z. B. jemand, der in guten Verhältnissen lebt, seine alten Eltern not leiden läßt, oder wenn jemand das von den Eltern ererbte, von ihnen mühsam erworbne Gut leichtsinnig durchbringt, das ist ganz besonders Sünde und Schande.

Ich sagte oben: des Bauern eigentliche Frömmigkeit ist ein schlichtes Gottvertrauen. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß die Frömmigkeit bei allen Bauern gleich sei. Die Bauern sind unter sich ebenso verschieden geartet, wie die Stadtleute unter sich. Kommt ein Städter zum erstenmal in fremder Gegend auf ein Dorf, etwa in den Gottesdienst in der Kirche, so wills ihm scheinen, als ob die Gesichtszüge und der Gesichtsausdruck bei allen Landleuten gleich wären; es wird ihm schwer, die Gesichter voneinander zu unterscheiden. Nimmt er hinzu, daß alle Leute auf dem Dorfe dieselbe Beschäftigung, dieselbe Lebensweise, dieselben Sitten und Bräuche haben, so verfällt er leicht auf den Gedanken, diese Bauern seien auch innerlich gleich geartet, einer denke und fühle wie der andre. Dieser Eindruck hält indessen

nicht lange vor. Eine genauere Bekanntschaft mit dem Bauernvolk wird uns bald zeigen, daß die Bauern im Gesichtsausdruck und in der Geistesart unter sich alle möglichen Unterschiede aufweisen. So ist auch in jedem die Frömmigkeit auf eine eigne Art ausgebildet, je nach der natürlichen Anlage und den umgebenden Verhältnissen.

Hier kann man fragen, ob es nicht unter den Bauern auch überzeugte Ungläubige, Atheisten giebt. Diese Frage ist schwer zu beantworten, schon aus dem einfachen Grunde, weil niemand dem andern ganz ins Herz sehen kann. Durch solche Redensarten aber wie: „Ich glaube nichts; was ich nicht sehe, glaub ich nicht,“ darf man sich nicht irre führen lassen. Das, was wir Atheist nennen, nennt unser Bauer einen „Freisinnigen.“ Der Bauer weiß recht wohl, daß es solcher „Freisinnigen“ in den Städten genug giebt; die „Sozzen“ (Sozialdemokraten) sind nach seiner Meinung „Freisinnige.“ Ein „Sozz“ ist aber der Bauer nicht. Doch finden wir da und dort Spuren, die auf einen mehr oder weniger ausgesprochenen Unglauben hindeuten.

Schon das Mittel ding zwischen Glauben und Unglauben, der Zweifel, ist manchen nicht unbekannt. Meiner Meinung nach ist es nicht richtig, wenn man sagt, liberale, kritisch gerichtete Geistliche erweckten durch ihre Predigten den Zweifel in den gläubigen Gemütern. Wer das sagt, kennt das Landvolk nicht; er überschätzt die Wirkung der Predigt, besonders der lehrhaften Predigt auf das Volk. Der Zweifel z. B. an der Glaubwürdigkeit mancher Berichte in der Bibel stellt sich bei dem und jenem, der es gerade darauf „gepackt“ hat, ganz von selber ein. Da fragt einer: „Wenn früher so viel Wunder geschehn sind, wie erzählt wird, warum geschehn heutzutage keine mehr?“ Oder: „In der Bibel steht: Kain ist in ein fremdes Land gezogen und hat dort ein Weib genommen. Und es hat doch selbiges mal keine Menschen mehr gegeben außer Adam, Eva und Kain?“ Im Steinbruch haben sie einmal über die Geburt Jesu gesprochen; einer sagte: „Jesus ist geboren wie wir auch.“ Ein sehr kirchlicher und christlicher Mann sagte mir einmal ganz gelassen: „Ich bin auch nicht mit allem einverstanden, was im Glaubensbekenntnis Gott Vater steht. Da steht: Auferstehung des Fleisches! Wie soll das zugehn?“ Man sieht es diesen Äußerungen, die um ähnliche vermehrt werden könnten, auf den ersten Blick an, daß sie nicht der Wiederhall der Predigt eines „ungläubigen“ Pfarrers sind, sondern das Ergebnis verständigen Nachdenkens. An sich sind diese Äußerungen ganz unverfänglich. Aber zusammengehalten mit der sozusagen amtlichen Hochschätzung der Bibel und des Glaubensbekenntnisses bekommen sie ein andres Gesicht. Unser Bauer kann nämlich dies beides nicht zusammen bringen: die verständig-kritische und die religiös-erbauliche Betrachtung der Bibel. Er ist der Schlussfolgerung nicht unzugänglich: „Wenn eine Geschichte in der Heiligen Schrift nicht wahr ist, so ist alles andre auch nicht wahr. Wenn man nicht alles glauben kann, so ist's so gut, als wenn man nichts zu glauben braucht.“

Immerhin berührt diese Art von Zweifel mehr nur den Verstand und

gefährdet die Frömmigkeit schwerlich in dem Maße, wie es die besorgten Hüter kirchlicher Rechtgläubigkeit befürchten. Bedenklicher ist es schon, wenn einer mit vollem Verstand alle Religionen für ganz gleich erklärt, sodaß es für den Einzelnen ganz einerlei sei, was er für eine Religion habe. Ein Mann, der diesen Satz vertrat, wartete mir mit einem Beweise auf, der mich überraschte. Er sagte: Es sind einmal ein Katholischer, ein Evangelischer, ein Jude und ein Heide in Streit gewesen, welche Religion die beste sei. Der Katholische pries die Macht seiner Kirche, der Evangelische die reine Lehre, der Jude das Alter seiner Religion, der Heide meinte: Wenn er das gehabt hätte, was die andern haben, so wäre seine Religion die beste. Den Streit schlichtete ein Unbeteiligter folgendermaßen. Der katholischen Religion gab er die Zahl 18; der evangelischen das Doppelte 36; der jüdischen wieder das Doppelte hiervon 72 und der heidnischen das Doppelte der jüdischen 144. Setzt wollen wir die Rechnung machen, wessen Religion die beste ist. Du, Katholischer, hast 18 oder $1+8=9$; du, Evangelischer, 36 : $3+6=9$; du, Jude, 72 : $7+2=9$; du, Heide, 144 : $1+4+4=9$. Am End hat jede Religion die Zahl 9: eine Religion ist wie die andre. Wir haben hier eine Probe von Aufklärung im Lessingschen Sinne, eine Parabel wie die von den drei Ringen in Nathan dem Weisen. Ich vermute, daß diese Art von Aufklärung dem Landvolke durch die Lektüre zugeführt wird. Die billigen jüdischen Tageblätter aus Berlin und Frankfurt bringen immer mehr ins Landvolk. Inwieweit dies der Fall ist bei den schlechten Preßerzeugnissen, die wie die „Bibel in der Westentasche“ auf eine Untergrabung der Religion losarbeiten, vermag ich nicht zu sagen. Diese Aufklärung ist aber nicht nach dem Sinn des richtigen Bauern. Sie ist ein fremder Blutstropfen in seinem Wesen. Sie führt auch ganz sicher eine innerliche Verödung und Verarmung nach sich.

Noch mehr gilt das von dem gewollten Unglauben, von dem bewußten Widerspruch gegen Gott, gegen eine Verantwortung vor Gott. Dieser entschlossene Unglaube wird wohl selten beim Landvolk vorkommen. Wo er aber vorkommt, grenzt er an die Verzweiflung. Denn der Mann in einfachen Lebensverhältnissen hat nicht die Mittel, die dem reichen und gebildeten Mann die Kultur darbietet, sich über die innwendige Leere, über den geistigen Bankrott hinwegzutäuschen. Ein Mann war verunglückt; er wußte, daß er jetzt sterben müsse. Seine Frau wollte ihm, der im Leben nichts nach Gott gefragt hatte, sein baldiges Erscheinen vor Gott zu Gemüte führen. Er antwortete: „Wie der Baum fällt, so liegt er —“ und kein Wort weiter darüber.

Von einem andern Manne, der ebenfalls lebensgefährlich krank lag, erzählte mir seine Witwe, sie hätte ihm zugeredet, er solle doch „den da droben“ anrufen; der werde ihm schon helfen; da habe er vom Bett aus auf ein Stück Holz gedeutet: So wenig mir dies Stück Holz helfen kann, so wenig kann mir der da droben helfen; von dem hätte er nichts wissen wollen, aber er hätte sie nicht angefochten und nicht gespottet, wenn sie in ihre Kirche gegangen wäre; er hätte sie bei ihrer Lehr gelassen. Das ist trostlos. Vor solcher

gottlosen Denkart hat der Bauer eine mit Verachtung gemischte Scheu. In den angeführten Beispielen tritt die gottlose Denkart mehr in trotziger Verschlossenheit auf; sie nimmt wohl auch eine freche und herausfordernde Gestalt an, im Wirtshaus z. B., wenn ein paar Kerle einen Schoppen nach dem andern hinuntergießen und lästern: weil es so lange nicht geregnet hat, könnte unser Herrgöttle wieder einmal regnen lassen — aber dann gleich Wein und Champagner. Der Bauer sieht die elenden Gefellen, es sind keine Bauern, es sind Tagelöhner, die sich gütlich thun, während er von Tagesanbruch bis zur sinkenden Nacht alle Hände voll zu thun hat. Er hofft auf des Himmels Segen, und diese Tageiebe lästern. Da wird er nicht zornig — nein; aber eifrig kalt wird es ihm ums Herz. Der gottlose, der atheistische Bauer ist einfach das Widerspiel des rechten Bauern; nur der entartete Bauer sagt sich von der sei es auch nur väterlich überlieferten Scheu vor dem Göttlichen los.*)

Ich habe versucht, einzelne Züge von bäuerlicher Frömmigkeit zu einem Bilde zusammenzufügen. Inneres persönliches Leben läßt sich freilich weder so leicht ermitteln, noch so sicher darstellen wie Vorgänge des äußern Lebens. Es ist ohne weiteres klar, daß auch die bäuerliche Frömmigkeit nicht immer in scharfen Umriffen gezeichnet werden kann. Auch kommt es gerade in unserm Falle viel darauf an, mit welchen Voraussetzungen einer an die Sache herantritt. Nach diesen Voraussetzungen wird das Bild einen hellern oder dunklern Ton annehmen. Wie man indessen auch die bäuerliche Frömmigkeit darstellen, und wie man auch darüber urteilen mag, so viel ist sicher, daß die Frömmigkeit des Bauern im Unterschiede von der des Städters den Zug in sich trägt, sich in einer allgemein gültigen Form auszusprechen. Mit andern Worten: die bäuerliche Frömmigkeit hängt eng mit der kirchlichen Sitte zusammen, findet ihren Ausdruck in dieser Sitte, ordnet sich in sie ein. Auf dem religiösen Gebiete wiederholt sich die Erscheinung, die wir auch auf andern Gebieten des bäuerlichen Lebens beobachten können: der Bauer will in allen Dingen eine gewisse Ordnung, eine Regel haben, nach der er sein Leben gestaltet. Der Städter ordnet sein Leben, wie er es nach seiner Meinung für zweckmäßig hält; der Bauer richtet sich nach der Sitte. Ein Teil der bäuerlichen Sitte, und zwar ein sehr bedeutungsvoller Teil, ist aber die kirchliche Sitte.

Das soeben Gesagte steht nicht in Widerspruch damit, daß der Bauer die Kirche vor allen Dingen als eine Einrichtung auffaßt, die mit seinem persönlichen Empfinden und Denken zunächst nicht viel zu thun hat. Die Kirche als amtliche Einrichtung, ähnlich wie die Schule oder wie der Staat, ist freilich nun einmal da und geht ihren Gang in gewohnter Ordnung fort: der Pfarrer predigt und unterrichtet, der Dekan visitiert, der Kirchengemeinderat weist Rechnungen an, die „Herren da oben“ machen allerlei Gesetze u. s. f. Das alles

*) Laine sagt am Schlusse seines großen Werkes *Les origines de la France contemporaine*, die französische Kultur habe in diesem Jahrhundert eine ganz neue Erscheinung hervorgerufen: *le paysan incrédule*; er sieht darin eine außerordentliche Gefahr. Dieses Wort giebt auch uns zu denken.

läßt unsern Bauern mehr oder weniger kalt. Aber in dem Augenblicke, wo die Kirche mit dem häuslichen Leben der Bauern in Berührung kommt, stellt sich eine wärmere, eine persönliche Beziehung zur Kirche ein; die bedeutungsvollen, die frohen und traurigen Ereignisse seines häuslichen Lebens sind der Ort, an dem sich die kirchliche Sitte mit Vorliebe ansetzt und mehr oder weniger mannigfaltig ausbildet.

Es ist höchst anziehend und lehrreich, an dem Beispiel einer ganz bestimmten Gemeinde zu sehen, wie innig die kirchliche Sitte mit dem ganzen bäuerlichen Leben zusammenhängt. Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung sind so sehr umrankt und durchzogen von bäuerlicher Sitte und Anschauung, daß man bisweilen kirchliche und bäuerliche Bestandteile der Sitte kaum unterscheiden kann. Es würde zu weit führen, wollte man im Rahmen dieser Skizze auf die Verhältnisse einer einzelnen Gemeinde eingehn. Indessen sei es erlaubt, auf einzelne Fälle hinzuweisen, wo die Verbindung zwischen kirchlicher Sitte und bäuerlichem Leben besonders deutlich hervortritt.

Bekanntlich bekommt nach christlicher Ordnung jedes Kind bei der Taufe einen Paten. In der Stadt ist es, namentlich bei vornehmen Leuten, üblich, dem Kinde mehrere Paten zu geben. Auf dem Lande — wenigstens bei uns in Baden — ist es fast ausnahmslos Sitte, dem Kinde nur einen Paten oder nur einen „Petterich“ und eine „Gödel“ zu geben. Der Unterschied ist sehr bedeutsam. Hat ein Kind mehrere Paten, so ist ein näheres Verhältnis des Kindes zu allen seinen Paten ausgeschlossen, wenigstens ist das Gegenteil nicht ohne weiteres anzunehmen. Hat das Kind aber nur einen Petterich und eine Gödel, so ergibt sich daraus eine viel engere Verbindung zwischen Kind und Paten. Nicht nur geben die Paten dem Kinde zu den üblichen Festtagen die kleinen Geschenke oder Leckerbissen, die die Freundschaft warm erhalten, nein, der oder die Pate fühlen sich bei ordentlichen Bauernverhältnissen verpflichtet, dem Kinde mit Rat und That beizustehn, und das Patenkind fühlt sich nicht minder verpflichtet, auf seinen Petterich, seine Gödel zu hören. Daraus folgt eine Menge freundlicher Beziehungen. Ich kenne eine Familie, in der die Eltern innerhalb weniger Wochen nacheinander starben und acht unversorgte Kinder hinterließen. Da sind es die Paten gewesen, die sich der Kinder angenommen haben; sie nahmen die Kinder kurzer Hand zu sich ins Haus. So können wir recht wohl verstehen, daß in den meisten Gemeinden bei der Beerdigung eines Gemeindeglieds ausdrücklich dessen Paten erwähnt werden. Diese Erwähnung der Paten ist durchaus kein alter Pöppel, sondern ein Ausdruck der Thatsache, daß die Verbindung zwischen Paten und Patenkind auf dem Lande noch lebendig und wirksam ist.

In manchen Gemeinden ist es Sitte, die Kinder im öffentlichen Gottesdienste vor versammelter Gemeinde zu taufen. Man stelle sich den Vorgang vor Augen. Angesichts der versammelten Gemeinde treten die Paten mit dem Kinde vor den Altar, der Pfarrer nimmt die Taufe vor, die Gemeinde singt das Tauflied, und währenddem hat die Taufglocke der Mutter des Kindes

und den andern allen, die nicht in der Kirche sind, das Zeichen gegeben, daß das Kind in die christliche Gemeinde aufgenommen wird. So wird die Taufe zu einer Feier der ganzen Gemeinde. Das Gegenstück hiervon ist die Sitte, uneheliche Kinder im Hause taufen zu lassen. Man sieht, wie eng kirchliche Sitte mit dem Leben einer Gemeinde zusammenhängt.

Bei der Trauung, bei der Beerdigung ist natürlich die amtliche kirchliche Handlung sehr wichtig. Von einer Trauung ohne den Pfarrer, von einer Beerdigung ohne den Pfarrer will der Bauer selbstverständlich nichts wissen. Aber ebenso sehr wie auf die Mitwirkung des Pfarrers kommt es auf alle einzelnen Umstände der Feier an. Was wäre eine Trauung, eine Hochzeit ohne den feierlichen Zug zur Kirche, ohne Glockengeläute, ohne das übliche Schießen der Schießburschen, ohne den Zulauf der neugierigen Menge? Würde bei einer Hochzeit z. B. nicht geschossen werden, so könnte die schönste Trauredede des Pfarrers das Brautpaar nicht darüber trösten, daß es nicht „ästimiert“ worden ist. Was wäre eine Beerdigung ohne den Gesang der Schulkinder oder des Gesangsvereins, ohne die Leichenbegleitung, an deren Größe man erkennen kann, ob der Gestorbene beliebt oder unbeliebt war, ohne die Beobachtung aller durch die Sitte geordneten Vorschriften, wie z. B. daß an einem konfessionell gemischten Orte die Hälfte der Leichenträger evangelisch, die andre Hälfte katholisch sein müssen? Ferner wenn an Abendmahlstagen keine Geschäftsgänge zur Stadt gemacht werden, wenn am Karfreitag und am Bußtag das Wirtshaus gemieden wird, wenn es in der Adventszeit und in der sogenannten österlichen Zeit nicht für schicklich gilt, Hochzeit zu halten, beweist das alles nicht, daß sich kirchliche Sitte und bäuerliche Sitte innig durchdrungen haben? Man kann getrost sagen: kirchliches Leben in dem hier beschriebenen Sinne ist durchaus volkstümlich, und zwar gar nicht bloß bei den Katholiken, sondern gerade so gut bei den Evangelischen. Der Schein des Gegenteils entsteht dadurch, daß der Katholik mehr kirchliche Sitten kennt als der Protestant, und daß jener mit bewußter Absicht seine kirchliche Sitte öffentlich darstellt, besonders bei Prozessionen, denen der Protestant nichts gegenüberstellen kann. Aber es wäre ganz voreilig, daraus zu schließen, daß der protestantische Bauer nicht auch treu und zäh an seiner kirchlichen Sitte hinge.

Der enge Zusammenhang zwischen kirchlicher und bäuerlicher Sitte hat sein Gutes und sein Schlimmes — wie alles in der Welt. Er allein hat es ermöglicht, daß das Zivilstandsgesetz vom Jahre 1875 ohne den geringsten Nachteil für das kirchliche Leben auf dem Lande durchgeführt werden konnte. Bei uns in Baden wäre es unerhört, wenn Bauersleute ihr Kind nicht taufen und konfirmieren ließen, oder wenn sie die kirchliche Feier bei Trauungen und Beerdigungen ablehnten.*)

*) Im Jahre 1897 wurden im Großherzogtum Baden 4737 ungemischte evangelische Paare standesamtlich getraut, hiervon sind 150 Paare kirchlich ungetraut geblieben; alle übrigen wurden auch kirchlich getraut. Von den 150 Paaren aber entfallen 143 auf die Städte Mannheim, Heidelberg, Pforzheim und Karlsruhe. Von den 22310 in evangelischen Gemeinden gebornen

Die Zahlen der amtlichen Statistik reden eine deutliche Sprache. Sie beweisen, daß die kirchliche Sitte, wenn ich mit diesem Ausdrucke die kirchlichen Amtshandlungen bei Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung bezeichnen darf, obwohl staatlich nicht geboten, dennoch im Gemüte des Volks noch fester wurzelt und noch sichrer auf Erfüllung rechnen kann als die staatlichen und bürgerlichen Gesetze. Indessen hat die Sache nun eine andre Seite. Gerade weil die kirchliche Sitte auf das engste mit der bürgerlichen Sitte zusammenhängt, ist sie auch an dem Wandel und Wechsel der letztern beteiligt. Die bauerliche Sitte ist mehr oder weniger an das wirtschaftliche Leben des Bauern gebunden. Dieses wirtschaftliche Leben verändert mehr und mehr seine frühere Gestalt. Es verliert vor allen Dingen das bauerliche Aussehen. Manchem „Landwirt“ sieht man kaum noch den Bauern an, von den „Fräulein“ auf dem Lande gar nicht zu reden. Aber auch die Lebensweise ist anders als früher. Man höre nur die alten Bauern, die noch die Zeit erlebt haben, wo es noch keine Eisenbahnen gab, noch nicht das viele Geld und die vielen Wirtschaften und das viele Bier, wo man nichts wußte von den Vereinen auf dem Lande. Zu alledem ist der Bauer heutzutage viel mehr in den politischen und wirtschaftlichen Kampf mit seinem ruhelosen Parteitreiben hineingezogen, als es früher der Fall war. Der Bauer ist weltförmiger geworden. Unter diesen Wandlungen des Bauernstandes hat die bauerliche Sitte und mit ihr zugleich die kirchliche Sitte leiden müssen. Sehen wir von den eigentlich kirchlichen Amtshandlungen der Taufe, der Konfirmation, der Trauung und der Beerdigung ab, so finden wir auf den übrigen Gebieten der kirchlichen Sitte einen allmählichen Rückgang.

Sehr bezeichnend ist, um etwas zu nennen, das am äußersten Rande der Sitte liegt, daß der Bauer heutzutage seinen Kindern vielfach ganz andre Namen giebt als früher. Die altertümlichen biblischen Namen wie Abraham, Lazarus, Hiob, Jesaja u. a., die in der reformierten Pfalz früher häufig vorkamen, empfindet der Bauer selber als altmodisch. Auch die eigentlich bauerlichen Vornamen Hansjörg, Hansjakob, Hansadam, Georgadam (Jörgadel) usw. sind nicht mehr Mode. Dagegen findet man jetzt im tiefsten Odenwald die „schönen“ Namen: Alfred, Oskar, Hugo, Walter, Berthold usw., und die noch schöneren weiblichen: Olga, Thekla, Hilda, Elsa usw. Man stelle sich ein wahreschafte Bauernweib vor, das auf den Namen Elsa hört! So unschuldig das Vergnügen, dem Kinde einen „schönen“ Namen zu geben, sein mag, so beweist es doch, daß sich der Bauer nicht mehr so wie früher durch die Sitte gebunden fühlt.

Kindern sind 309 (1,3 Prozent) nicht getauft worden, wohl ausnahmslos, weil sie gleich oder bald nach der Geburt starben. Konfirmiert wurden 13112 Kinder, und nur in einem einzigen Fall unterblieb die Konfirmation. Die Zahl der Gestorbenen evangelischer Konfession betrug in demselben Jahre 13578, die Zahl der evangelisch-kirchlichen Begräbnisse 13524. Die 54 nicht-kirchlichen Begräbnisse kamen in Orten vor, wo es nicht Sitte ist, ganz kleine ungetaufte Kinder kirchlich zu beerdigen.

Daß mit der bäuerlichen Sitte auch kirchliche Sitte not leidet, sieht man unter anderm daran, daß das schönste und bedeutungsvollste Fest im menschlichen Leben: die Hochzeit, nicht mehr wie früher ausschließlich im Dorfe, sondern sehr oft in der nächsten besten Stadt gefeiert wird. Von einer Hochzeitsfeier in der Stadt kann man eigentlich nicht reden. Die Trauung vor dem Standesbeamten und in der Kirche wird geschäftsmäßig vollzogen, daran schließt sich ein Essen in irgend einer städtischen Wirtschaft, wo es den Leuten selber nicht wohl ist, und dann kehrt die kleine Gesellschaft heim. Ein solches Verfahren widerspricht im Grunde der Bauernart. Aber es ist wohl begreiflich, wenn wir bedenken, daß die Bauernsitte überhaupt von ihrer straffen Geltung viel verloren hat. Die Sitte weicht in diesem Falle der Rücksicht auf die Billigkeit der Hochzeit in der Stadt: eine Hochzeit auf dem Lande kostet eben viel Geld. An dem Gelde aber liegt mehr als an der Sitte.

Die ganze sogenannte Kirchenzucht ist nur möglich, wo kirchliche Sitte mit bäuerlicher Sitte Hand in Hand geht. Es mag z. B. leicht sein, gefallenen Mädchen einen bestimmten Platz im Gottesdienst anzuweisen, wenn vorher schon die Volkssitte ihr Urteil gesprochen hat in einem nicht mißzuverstehenden Brauche. Ist aber die betreffende Volkssitte außer Geltung gesetzt, so ist der Kirchenzucht auch die eigentliche Kraft abgeschnitten. Ein andres Beispiel. Die bäuerliche Sitte und die kirchliche Sitte kommen in einer äußerlich wahrnehmbaren ruhigen Feier des Sonntags überein. Nichts wohlthuerenderes giebt es, als einen stillen Sonntag auf dem Lande. Daß jetzt der Sonntag auf dem Lande in Gefahr steht, entwertet zu werden, daran ist das gänzlich unbäuerliche Vereinswesen schuld. Diese aufdringlichen Vereinsfeste, Fahnenweihen, Stiftungsfeste, Waldfeste, und wie sie heißen mögen, sind ein wahrer Krebschaden des Bauernlebens geworden; sie richten eben damit auch die kirchliche Sitte zu Grunde. Kein geringer Schaden ist, daß die halbwüchsigen Burschen sich durch die Teilnahme an dem Treiben an ein unmordentliches Leben gewöhnen. Man frage jeden Bürgermeister, jeden Pfarrer, jeden Lehrer auf dem Lande, ob sie nicht mit den Burschen, die noch in die Christenlehre zu gehn hätten und füglich all ihr verdientes Geld den Eltern abgeben sollten, statt es zu verthun, die größte Mühe haben.

Der Niedergang der bäuerlichen und zugleich der kirchlichen Sitte ist unleugbar. Man braucht noch lange kein Freund einer peinlichen Kirchlichkeit zu sein, wenn man zugiebt, daß dieser Niedergang für das Leben des Landvolks nichts gutes bedeutet. Es ist wohl sehr leicht von einem erhabnen Standpunkt herabzusehen auf die „tote Kirchlichkeit“ des Bauern und dann die hohen Forderungen eines „erweckten“ Christentums zu stellen. Das ist jetzt in gewissen Kreisen Mode; man verspricht sich dort Wunderdinge von der „Evangelifation“, man will damit die innere Mission aufs Land hinaustragen, man will lebendige Christen schaffen. Man bearbeitet daraufhin die Synoden und Kongresse. Aber es ist sehr die Frage, ob sich die Vorkämpfer dieser Bewegung die Mühe genommen haben, sich klar zu machen, wie sich die bäuer-

liche Frömmigkeit äußert, und daß sie nicht wertlos zu sein braucht, wenn sie sich innig mit der kirchlichen Sitte verbindet. Es ist von vornherein zu vermuten, daß bei den Evangelisationsversuchen schließlich nichts anderes herauskommen wird, als eine vermehrte „Stündelei“ und damit eine ärgere Verfestung des kirchlichen Lebens auf dem Lande. Dem gegenüber dürfen wir ganz getrost behaupten, daß das evangelische, das reformatorische Christentum ein liebevolles Eingehn auf die deutsche Bauernart nicht ausschließt, sondern geradezu gebietet. Ein Stand, dem Martin Luther entsprossen ist, hat vollen Anspruch auf unsre Teilnahme.



Was ist der Traum?



Als Knabe träumte ich manchmal zusammenhängende Geschichten. Eine solche erzählte ich einmal einem Kameraden, der aber sagte: Schäm dich doch! Wer wird denn an seine Träume denken und sie erzählen, das thun nur die alten Weiber! Die Rüge wirkte; aber zwei Träume merkte ich mir doch, weil sie mich über ihre eigne Entstehung belehrten. Ich sehe eine Kirche, und vom Turm außen das Glockenseil herabhängen; ich laufe hin, ziehe, erschrecke aber über den Klang der Glocke, indem ich denke, was werden die Leute dazu sagen, daß du zu ungewöhnlicher Zeit und ohne Anlaß läutest, laufe fort, kehre aber, durch einen unerklärlichen Drang gezwungen, zurück und läute ein zweitesmal. Davon erwache ich, das heißt vom zweiten Anschlag des Klöppels an der Klingel des zum Schlafsaal hereintretenden Hausknechts. Ein andermal sehe ich ein polypenartiges Ungeheuer herankriechen, das mit seinen Tängarmen meine Hände umflammt, sodaß sie schmerzen; erwachend finde ich, daß die Finger meiner Hände verschlungen sind und einander gegenseitig drücken. Dreißig Jahre später habe ich dann gelehrte Abhandlungen über diese Art Weckträume gelesen, die, wie ich nun erfuhr, vielfach zu metaphysischen Spekulationen über die Natur der Zeit benutzt werden, da mancher eine lange Geschichte träumt, von der der weckende Sinnesreiz, der sie verursacht hat, die Schlußkatastrophe zu sein scheint; wie z. B. in Maurys Traum die Geschichte der Revolution mit seiner Guillotinierung schließt; es war ihm nämlich ein Brettchen auf den Halswirbel gefallen, und diese an Köpfung erinnernde Empfindung hatte die Revolutionsgeschichte hervorgerufen. Es mag hier gleich bemerkt werden, daß der Autor des Buches, mit dem wir uns beschäftigen wollen, in diesen Vorkommnissen keinen Anlaß zur Erörterung des Zeitproblems sieht, da seiner Ansicht nach die Geschichte nicht erst im Traum gebildet, sondern fertig aus dem Gedächtnis in den Traum herübergenommen, an die diese Erinnerung weckende Empfindung